

SWR2 E s s a y

Redaktion: Stephan Krass

Sendung: 19.04.2010, 22.05 – 23.00 Uhr

**„Power Point“ und „Bologna“
Was wird aus dem traditionellen Bildungsbegriff?**

Von Friedrich Pohlmann

Produktionsnummer: 1002003

**Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.**

© by the author

Einen Mitschnitt dieser Sendung können Sie unter der Telefonnummer 07221/929-6030 bestellen.

Die Studentenproteste im Herbst 2009 gegen die Bildungsreformen, die unter den Stichworten „Bologna“ und „Exzellenz“ die deutschen Hochschulen in wenigen Jahren komplett umgestaltet haben, lösten auch in der politischen Öffentlichkeit und in den Feuilletons eine nochmalige heftige Debatte über deren Sinn und Unsinn aus. Vor allem gegen das Bologna-System formierte sich eine breite Front von teilweise recht unterschiedlich motivierten Gegnern, die schließlich auch das Establishment der Bildungsplaner zu Reaktionen zwangen, die mehr als rhetorische Zugeständnisse waren. Man räumte zunächst die Notwendigkeit sogenannter „Nachbesserungen“ ein und konstatierte schließlich einen „Reformbedarf“ der Reform, also, zumindest implizit, ihr Scheitern. Freilich: Wer sich alle diese Kontroversen aus der Distanz ansah, hatte nur selten den Eindruck, daß hier gehaltvoll um die „Sache“, d.h. um Bildungs- und Wissenschaftsleitbilder gestritten wurde. Anklänge daran gab es allerhöchstens noch bei den Wortmeldungen von Anhängern des klassischen humboldtschen Bildungsideals, die aber zumeist deswegen recht hilflos wirkten, weil die deutschen Universitäten, sieht man von einigen Refugien ab, mit diesem Ideal schon seit Jahrzehnten gar nichts mehr zu tun hatten. Statt seiner hatte sich zumindest in den Geistes- und Sozialwissenschaften – trotz vieler bemerkenswerter Forscher und Lehrer – eine keineswegs charmante Aura der institutionellen Verwahrlosung ausgebreitet, deren Hauptursache schlicht die Überfüllung der Universitäten war, d.h. das vollkommen unzureichende Verhältnis zwischen Dozenten und Studenten. Es gab also fraglos eine Notwendigkeit von Veränderungen, einen „Handlungsbedarf“ für „Bildungsoffensiven“, um Worte aus dem Warenangebot des politischen Jargons aufzugreifen, aber das Produkt von „Bologna“ und „Exzellenz“, das man dann perfektionistisch zusammenzimmerte, bedeutet einen derartig radikalen Systembruch, daß die lautstarken studentischen Protestparolen von der „Verschulung des Studiums“, der „Bildung für alle“ und der „Abschaffung der Studiengebühren“ sich ausnehmen wie ein zwar psychosozial verständliches, gleichwohl vollkommen oberflächliches und zudem noch – wegen seiner inneren Widersprüchlichkeit – dissonantes Geschrei. Welche Art von „Bildung“ will man denn für „alle“? Welche Art von „Hochschule“ setzt man denn der „Verschulung“ entgegen? Schaute man sich Argumentationsstile der Protestierenden näher an, dann bekam man nicht selten den Eindruck, daß sich in ihnen ein mit dem Bologna-System, das die Reformplaner jetzt auf ihren Druck zu „flexibilisieren“ gedenken, sogar weitgehend übereinstimmender „Geist“ äußert. Aber wie könnte das auch anders sein? Woher sollen denn die Studenten die Kriterien für eine inhaltliche Kritik an „Bologna“, die an dessen Wurzeln rührt, nehmen? In der Tradition der Humboldtschen Bildungsideale ist ja kaum jemand mehr aus der heutigen

Studentengeneration aufgewachsen. Einige haben zwar durch das Elternhaus noch fragmentierte Restbestände derselben kennengelernt, aber in den Schulen konnten diese sich normalerweise allein deswegen nicht verfestigen, weil sich in ihnen schon vor Bologna bolognaähnliche Verhältnisse ausgebreitet hatten. Dem „Geist von Bologna“ jedenfalls kommt man mit den studentischen Protestparolen nicht auf die Spur.

Vielleicht aber kommt man der Sache näher, wenn man sie zunächst einmal vergißt und etwas in den Blick nimmt, das mit ihr überhaupt nichts zu tun zu haben scheint. Ich meine „PowerPoint“. „PowerPoint“ ist ein 1987 erstmals auf den Markt gebrachtes Softwareprogramm aus dem Hause Microsoft, das die sogenannte „Präsentation“ von Wissen erleichtern soll und seitdem – in mannigfach verbesserter Version – überall, wo mit Computern gearbeitet wird, Verwendung findet. „PowerPoint“ hat die Formen, in denen Wissen präsentiert und übermittelt wird, vollständig revolutioniert, in ein standardisiertes Korsett gezwungen. Dabei geht es keineswegs nur um wissenschaftliches Wissen, sondern um Wissen jedweder Art in ganz unterschiedlichen Organisationen, vom wirtschaftlichen Wissen betrieblicher Einheiten über staatliche Bürokratien, das Militär und Vereine bis hin zur Kirche: „PowerPoint“ ist sogar schon im Gottesdienst und in gottesdienstähnlichen Veranstaltungen verwendet worden. Man kann PowerPoint im Rahmen von Vorträgen recht unterschiedlich nutzen - wenn man will nur ganz punktuell als verbessertes Substitut für klassische Overheadfolien -, aber je umfänglicher man sich seiner technischen Möglichkeiten bedient, desto stärker gleichen sich zwangsläufig die Vortragsformen vollkommen unabhängig von den dabei sicht- und hörbar gemachten Inhalten an: der Vortrag verliert seine klassischen Vortragsmerkmale und wandelt sich zu einer anderen kommunikativen Gattung, eben der „Präsentation“, einem eigentümlichen Genre mit einem Übergewicht von „Bildern“ - des Visuellen – über das gesprochene Wort. Der ubiquitäre Vormarsch der „Präsentation“ ist von einem dramatischen Rückzug des „Vortrags“ begleitet, und das gilt auch für die Stätten, die dessen ureigenste Heimat waren: die Universitäten. Der rasante Siegeszug der PowerPoint-Präsentation hat bereits vor einem Jahrzehnt in den USA heftige Debatten über ihre kognitiven Auswirkungen entzündet, die 2003 in der brillanten powerpointkritischen Polemik des hochangesehenen amerikanischen Informatikers Edward R. Tufte mit dem Titel „The Cognitive Style of PowerPoint“ kulminierten, auf die sich seitdem alle Befürworter und Kritiker des Programms beziehen. Das alles aber hat bis in die jüngste Zeit die Diskussionen in Deutschland merkwürdig unberührt gelassen. Hier hat man zwar, wie überall, viel über „neue Medien“ nachgedacht, aber dabei ging es doch zumeist um allgemeinere Aspekte der Computertechnologie und der Informationsbeschaffung im Internet und weniger um ein

spezielles Computerprogramm. In Deutschland sind erst vor kurzer Zeit einige umfänglichere wissenschaftliche Arbeiten über PowerPoint publiziert worden, und etwas später begann auch hier eine heftige öffentliche Debatte. Nachdem bereits im Sommer 2007 der Herausgeber der „Zeit“, Joseph Joffe, in einer höchst emotionalen Polemik angeblich katastrophale Auswirkungen von PowerPoint auf genuin europäische Bildungsideale angeprangert hatte - PowerPoint sei die „Verengung des Geistes, der Kulturimperialismus schlechthin, der eine ganze Sprachfamilie zwischen Paris und Peking, das Business- und Marketing-Sprech“ gezeugt habe -, erschien im November 2009 im Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“ ein großer ebenfalls sehr kritischer Artikel mit dem Untertitel „PowerPoint hat die Kunst der Sprache zerstört“, auf den sofort Kritiken der Kritik, also PowerPoint-Affirmationen folgten, die, wie stereotyp fast alle ihre Vorgänger auch, ihren Gegnern „Kulturpessimismus“ vorwarfen und ihre Verteidigung im wesentlichen auf die These stützten, daß man zwischen dem Programm – das „an sich“ weder „schlecht“ noch „böse“ sei - und seinen Nutzungen unterscheiden müsse.

Interesse verdient nun zunächst, daß die jüngste PowerPoint-Debatte auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen um die Hochschulreformen, das Bolognasystem, begann. Natürlich ist dieses zeitliche Zusammentreffen ein reiner Zufall. Wir wollen diesen Zufall aber zum Anlaß nehmen, zu überlegen, ob man das Nebeneinander der Debatten nicht auch als Fingerzeig für die Möglichkeit begreifen kann, daß es Zusammenhänge tieferer Art zwischen Bolognasystem und PowerPoint gibt. Damit ist natürlich weder gemeint, daß PowerPoint Bologna, noch Bologna PowerPoint erzeugt habe, aber daß die Frage nach Zusammenhängen zwischen beiden keineswegs abwegig ist, enthüllt sich schon beim ersten Hinblick. Denn die radikale Verschulung des Bachelor-Studiums und seine Überfrachtung mit Lernstoff hat dazu geführt, daß auch im Studium PowerPoint zum zentralen Medium der Wissensvermittlung geworden ist: In den meisten größeren Veranstaltungen wird der Stoff zunächst per Powerpoint-Präsentation vom Dozenten dargestellt und erläutert und dann von den Studenten anhand von Kopien der präsentierten Folien privat nachbereitet. Beim Wissenstransfer im universitären Bolognasystem steht also nicht mehr das Buch an erster Stelle, sondern die PowerPoint-Folie, was sich zunächst wie eine alleinige Folge der *Effizienz* dieser Art des Lehrens und Lernens in der verschulten Bologna-Massenuniversität ausnimmt. Übrigens ist für die meisten Studenten diese Art der Stoffvermittlung auch keineswegs fragwürdig, denn es ist exakt sie, die sie bereits ab der Mittelstufe der Gymnasien aktiv und passiv vielfach trainiert haben. Der flächendeckende Einsatz von PowerPoint-Präsentationen scheint sich in der Bologna-Universität also bereits aus Effizienzgründen alternativlos aufzudrängen, wodurch sich

zwangsläufig auch *Denkstile*, die sich durch die Verwendung des Programms formen, ausbreiten und verfestigen müssen. Aber gerade im Hinblick auf die Denkstile ist, so meine Vermutung, der Zusammenhang zwischen der Bolognauniversität und dem PowerPointprogramm viel enger als gerade angedeutet. Die reformierte Universität fördert ein durch PowerPoint-Vorlagen geprägtes Denken nicht nur deswegen, weil die Vermassung und Verschulung im Bachelor-Grundstudium den Einsatz von PowerPoint als effizientester Technologie des Wissenstranfers nahelegen, sondern weil sie gleichen „Geistes“ wie das Softwareprogramm ist: Zwischen den Strukturmerkmalen des reformierten Studiums und denjenigen PowerPoints gibt es eine hohe Affinität, eine weitgehende Isomorphie; und es ist genau diese strukturelle Ähnlichkeit zwischen den Lehrprogrammen und dem Programm zur Wissensvermittlung, die das Instrument - also Powerpoint – so „passend“ zur neuen Institution, der Bolognauniversität, macht. Da die Erfindung von Powerpoint zeitlich der Studienreform voranging, könnte man die These von der intimen „geistigen“ Nähe beider in pointierender Überspitzung auch als „Geburt“ der Bolognauniversität aus dem „Geiste“ von Powerpoint titulieren, wenn klar wäre, daß damit keine Ursache-Wirkungszusammenhänge angezeigt werden sollen. Um es noch einmal herauszuheben: Die These von der engen Geistesverwandtschaft zwischen Powerpoint und reformiertem Studium bezieht sich auf *strukturelle* Affinitäten, und sie geht damit auch über jene Ähnlichkeiten hinaus, die durch die Nähe beider zum „Geiste“ des ökonomischen Systems zustandegekommen sind. Powerpoint ist ja ursprünglich für Präsentationen auf dem Gebiete der Wirtschaft, des Marketing, entwickelt worden, eine Herkunft, die sich in seinem ganzen Präsentationsstil festgeschrieben hat, und auch an der Reform des Studiums waren vielfältige wirtschaftliche Kalküle bestimmend beteiligt: Da sollten Studieninhalte „praxisnäher“ gemacht und Hochschulabsolventen schneller und reibungsloser ins Berufssystem integriert werden; da wurden Fächer und ganze Universitäten mit den Techniken betriebswirtschaftlicher Meßverfahren „evaluiert“; da hielt ein Jargon der Anglizismen bis in Details der Lehrplangestaltung Einzug, der nicht nur das amerikanische Bildungssystem, sondern vor allem die Rhetorik des Management kopierte; und da entwickelte man – sozusagen als ideologische Überdachung des Ganzen – einen Begriff der „Wissengesellschaft“ und des Wissens, der letzteres ganz im Sinne einer ökonomischen Ressource deutete: als ein schnell veraltendes, beliebig parzellier- und akkumulierbares Gut, dessen effiziente Bewirtschaftung ein effizientes „Wissensmanagement“ voraussetze. Wir werden das alles noch genauer betrachten. Unter der *strukturellen* Verwandtschaft zwischen PowerPoint und reformiertem Studium möchte ich aber noch etwas anderes verstehen als die Nähe, die der Verzahnung

beider mit ökonomischen Kalkülen geschuldet ist, nämlich eine Verwandtschaft der *Prinzipien* gewissermaßen, die beide bestimmen. Sie sind im einen Fall im Begriff des „*Moduls*“ kristallisiert, der Bezeichnung für eine standardisierte Lehreinheit in der Bolognauniversität, und im anderen in demjenigen des „*Template*“, wie die Formschablonen im PowerPoint-Programm heißen. Unter „*Modulen*“ versteht man so etwas wie die aus identischen Wissenspartikeln zusammengefügte Basiseinheiten in einer Art von Wissensbaukasten, Basiseinheiten, die man dann ihrerseits auf höheren Integrationsebenen vielfältig neu – und zwar immer auch über traditionelle Fächergrenzen hinweg – miteinander kombinieren kann. Damit aber eignen der Idee des Moduls genau jene beiden Merkmale, die auch für die „*Templates*“ des Power-Point-Programms charakteristisch sind, nämlich Standardisiertheit und tendenziell beliebige Kombinierbarkeit, und es ist genau diese Identität der Strukturprinzipien, die PowerPoint als das quasi kongeniale Ausdrucks- und Darstellungsmedium für die modularisierten Wissensinhalte der Bolognauniversität erscheinen läßt. Man könnte fast zu dem Gedanken verleitet werden, als habe PowerPoint mittels Bologna den institutionalisierten Wissenschaftsbegriff so seinen eigenen Strukturen assimiliert, daß Wissenschaft ganz selbstverständlich immer stärker mit dieser seiner Präsentationsform zusammengedacht zu werden pflegt. Jedenfalls haben die engen Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen beiden so tiefgehende Auswirkungen auf unsere Wissenschafts- und Bildungsbegriffe gehabt, daß zwischen den Repräsentanten der neuen und denen älterer, aber noch bis vor kurzem weitgehend anerkannter oftmals gar keine Verständigung mehr möglich zu sein scheint.

Beschäftigen wir uns zunächst etwas genauer mit den Veränderungen des akademischen Unterrichts durch PowerPoint, speziell solchen, die die Rolle des Dozenten betreffen. Wie noch deutlicher werden wird, bezeichnen PowerPoint-Präsentationen eine neue kommunikative Gattung, die sich klar vom klassischen Vortrag unterscheidet. Dieser war - als *Vorlesung* - ein konstitutiver Bestandteil der Rolle des akademischen „*Lehrers*“. Der Siegeszug von PowerPoint in der Universität wird also zum endgültigen *Verschwinden des Lehrers* und seiner Ersetzung durch einen neuen Dozententypus führen.

Zunächst sei der klassische akademische Lehrer, der immer als Verkörperung eines bestimmten *Bildungsideals* gedacht wurde, anhand der für ihn charakteristischen Lehrveranstaltungen knapp skizziert. Die Skizze gibt bewußt einen *idealtypischen* Umriß, um geistige Orientierungen und Verhältnisse, die in den Universitäten bis in die neunziger Jahre trotz aller institutionellen Verwahrlosung und einer Vielzahl davon abweichender

Dozententypen noch stark fortwirkten, prägnant hervortreten zu lassen und um dann vor diesem Hintergrund die Eigenart der gegenwärtigen Veränderungen um so deutlicher kennzeichnen zu können.

Der akademische Lehrer im emphatischen Sinne des Wortes war keineswegs nur eine Sach-, sondern für viele Studierende auch eine *persönliche* Autorität, deren Quelle die *auratische Macht seiner Rede* war. Es gab zwei Grundformen der Rede, die *Vorlesung* und das *Lehrgespräch*, und Lehrertypen, die es in beiden oder auch nur in einer von ihnen zur Meisterschaft gebracht hatten. Autoritative Wirkung entstand in ihnen auf jeweils anderem Wege. Im gelungenen Lehrgespräch im Seminar oder Kolloquium, das keinesfalls mit einer „Diskussion“ verwechselt werden darf, vereinigten sich auf Seiten des Lehrers idealiter *Sachautorität*, *empathisches Eingehen* auf die Teilnehmer und *Spontaneität* – die Studenten wurden Zeugen neuartiger Ideen oder Gedankenverfertigungen, deren Entstehung sie selbst angestoßen haben -, und es war genau diese Synthese, die dem Lehrer persönliche Autorität verschaffte. Diese erzeugte eine eigentümliche *Bindung* der Studierenden an ihn, die sich dann bezeichnenderweise auch als dessen „Schüler“ definierten. Sie übernahmen im Laufe der Semester seine Perspektiven und Kriterien – seine „Weltsicht“ -, und sie erzeugten ihm eine besondere Anerkennung, wollten zugleich aber auch *von* ihm in besonderer Weise anerkannt werden. Die Fixierung des Anerkennungsstrebens auf die Lehrer-Autorität konnte beim Studierenden unerhörte Anstrengungen und Leistungen freisetzen, machte ihn aber auch außerordentlich verletzlich: Anerkennungsminderung oder -entzug in solchen Bindungen waren die Ursachen vieler Tragödien. Jedenfalls schloß die an den „Lehrer“ geknüpfte Bildungsidee im alten Universitätssystem eine starke *persönlichkeitsbildende* Komponente in sich ein.

Die Wirkung gelungener *Vorlesungen* beruhte auf Merkmalen, die im Lehrgespräch eine geringere Rolle spielten. Vorlesungen sollten eine zweifache Einheit bilden: jede sollte in sich stimmig sein, war aber zugleich Teil eines größeren Zusammenhangs, der sich erst zum Semesterende hin zu einem Ganzen runden kann. Vorlesungen dienten nicht der punktuellen Informationsvermittlung, sondern der Darstellung von *Zusammenhängen*, und nur wenn sie in diesem zweifachen Sinn für die Studierenden Evidenz gewannen, konnten sie ihre Aufmerksamkeit für ihre ganze Zeitdauer fesseln. Zur Fesselung der Aufmerksamkeit war aber mehr nötig als nur gedankliche Stringenz. Eine Vorlesung war ein soziales Ereignis im Rahmen eines vorgegebenen institutionell-räumlichen Kontextes, eine zwar redezentrierte, aber doch weit mehr als ein reines Sprechereignis darstellende *Aufführung*, deren Gelingen genauso am Gelingen dieser performativen Dimension hing. Nur beides - der stimmige Inhalt

und dessen stimmige „Präsentation“ - verschaffte dem Lehrer sozusagen die volle „Beglaubigung“ seiner autoritativen Position, die im räumlichen Arrangement der Vorlesung vorausgesetzt wird, in seiner exponierten, voll frontalen Stellung hinter dem Pult, auf die sich, aus einer gewissen Distanz, die Blicke der vielen Zuhörer ausrichten. Hinsichtlich der performativen Dimension ist dreierlei wichtig: der „richtige“ Einsatz von Gestik und Blickkontakt, also der visuell wahrnehmbaren Vortragskomponenten; zweitens der „Stil“ des Textes selbst, und das meint neben seiner Verständlichkeit, die auch ein gelegentliches Einfließen „freier“ Redeanteile ermöglichen muß, vor allem die von ihm - d.h. seinen semantisch-metaphorischen Ausdrucksmitteln - ausgelösten Stimmungsqualitäten; und drittens die Qualität des Vortrags im engeren Sinn, des Sprechens, die am „richtigen“ Tempo, Atmen und Betonen hängt. Alle drei Komponenten bezeichnen gleichermaßen kognitive wie *ästhetische* Dimensionen, und nur ihr zwangloses Zusammenspiel erzeugt in einem Auditorium jene spannungsvoll-konzentrierte Stille, die das Signum der gefesselten Aufmerksamkeit ist und die auch wieder beflügelnd auf den Vortragenden zurückwirkt. Natürlich gab es auch im alten Universitätssystem sehr unterschiedliche Rednerbegabungen, aber die Bemühung um sprachlichen Ausdruck zeichnete doch die meisten aus, und Dozenten mit einem rein instrumentellen Verhältnis zur Sprache waren zumindest in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern selten.

An unsere Skizze der Lehrerrolle schließt auch ganz zwanglos der Sinn der vielbeschworenen „*Einheit von Forschung und Lehre*“ in den Geisteswissenschaften an: Was im Seminar, Kolloquium oder der Vorlesung zur Sprache gebracht wurde, war idealiter das, was der Lehrer zur Zeit erforschte. Die verschiedenen Veranstaltungstypen reflektierten unterschiedliche Stufen des Forschungs- und Schreibprozesses, in die Impulse aus der Lehre immer auch korrigierend einfließen. Wer sich damals – und das gilt im wesentlichen auch noch heute - aus der Lehre mit der Begründung herauszuhalten versuchte, sich nur der Forschung widmen zu wollen, war in aller Regel ein Schaumschläger, der nichts zu sagen hatte.

Wenn heutzutage – gleichviel in welcher Institution und zu welcher Gelegenheit – vor einem Publikum etwas „dargestellt“, „informiert“ oder „Wissen“ vermittelt werden soll, wird nicht mehr ein Vortrag, sondern eine PowerPoint-Präsentation erwartet. Das gilt auch für die universitäre Lehre, die dadurch innerhalb kürzester Zeit radikal verändert worden ist. Daß das PowerPoint-Programm, das ja ursprünglich für die Wirtschaftskommunikation entwickelt worden ist, sich derart schnell und ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, in den

Universitäten einnisten konnte und die dortigen Lehrformen und Sprachstile außeruniversitären PowerPoint-Standardisierungen annähern konnte, die den akademischen Lehrer als antiquierte Figur erscheinen lassen, hat als wichtigsten Grund jene bereits angedeuteten und noch genauer zu beschreibenden Veränderungen auch des wissenschaftlichen Wissensbegriffs, die sich im „Geist“ der Bologna-Studienreform am deutlichsten manifestieren. Wissenschaftliches Wissen wird wie ein ökonomisches Gut betrachtet und bewertet; als Ware, als nützliche, verwertungsfähige *Information*. Mit traditionellen Bildungsidealen hat das natürlich nichts mehr zu tun, gemessen an ihren Maßstäben erscheint ein derartiger Wissensbegriff als Inkarnation der *Unbildung*, wie der Philosoph Konrad Paul Liessmann in seiner „Theorie der Unbildung“ hervorragend beschrieben hat - eine Bewertung freilich, die nur so lange Gewicht hat, so lange diese Maßstäbe noch Gewicht haben.

Bei den Ursachen für die rasante Umgestaltung universitärer Lehrformen durch PowerPoint sollte aber nicht der informelle Druck „von unten“ unterschlagen werden, von Seiten der Studenten selbst. Sie waren mit dem Programm oftmals vertrauter als die Dozenten und verwendeten es manchmal ganz selbstverständlich in Seminaren, weil es ihnen bereits als „natürliche“ Form der Wissensvermittlung erschien. Das war ganz wesentlich das Ergebnis von Formungen durch die Schule. Man muß dazu wissen, daß vor mehr als einem Jahrzehnt an den deutschen Schulen die Firma Intel großangelegte Schulungsprogramme in „Informationstechnik“ – abgekürzt „IT“ – initiiert hatte, in deren Verlauf Lehrer, sogenannte „Master Teachers“, mit dem Softwareprogramm von Microsoft und damit mit PowerPoint vertraut gemacht wurden. Diese „Master Teachers“ schulten dann ihrerseits ihre Kollegen, und damit begann der Siegeslauf dieses leicht handhabbaren Programms in den Schulen. Es kam zur Einrichtung von „Präsentationsprüfungen“, für die der Umgang mit PowerPoint *als Form* trainiert wird. Dabei sind die Inhalte zweitrangig, es geht um die Erlernung sogenannter „Präsentationskompetenzen“ als solcher, was dazu führte, daß die Schüler Vorträge und Präsentationen *nur noch* im Gewande von PowerPoint zu denken vermögen. So wird schon allein die Tatsache, daß Vorträge alten Stils, die im Jargon der IT-Branche als „reiner Fließtext“ (flowing narrative“) bezeichnet werden, der jüngeren Generation unvertraut geworden sind, sehr bald zu ihrer weitgehenden Ausmusterung aus dem Fundus kommunikativer Gattungen führen. Sie sind zu einer Sache von vorgestern geworden, „completely outdated“.

Schauen wir uns zunächst kurz die Grundkonstellation einer PowerPoint-Präsentation, ihr *setting*, an.

Im Gegensatz zur zweistelligen Relation zwischen Redner und Publikum im traditionellen Vortrag ist die Grundkonstellation bei der PowerPoint-Präsentation durch die Leinwand und das darauf projizierte Bild bzw. Wort *dreistellig*, und daß die Leinwand auch das *dominante Element* innerhalb dieser dreipoligen Konstellation ist, wird allein schon durch die Tatsache unterstrichen, daß sie für das Publikum zumeist die *Mitte* der Blickwand okkupiert. Im räumlichen Arrangement der Präsentation ist die Leinwand der zentrale Aufmerksamkeitsattraktor, während der Sprecher sich seitlich davon – so als käme ihm nur eine dienende Funktion zu – postiert. Das deutet schon an, daß in der PowerPoint-Präsentation die *Visualität* – sei es als pures Bild oder Wort-Bild – an erster Stelle steht und das gesprochene Wort als dessen zweitrangig gewordener Mittler fungieren soll, daß also der Bedeutungsgehalt des Begriffes der „Präsentation“ sich im PowerPoint-Fall in erster Linie auf die präsentierte Folie bezieht und erst in zweiter auf ihre Präsentation durch den Sprecher: Es ist häufiger und typischer, daß die Rede nur der Verdeutlichung der Folie dient als daß die Folie eine Rede „illustriert“. Das räumliche Verhältnis zwischen dem Medium der Visualität – der Leinwand - und dem Sprecher hat eine gewisse Ähnlichkeit mit demjenigen zwischen Altar und Kanzel im traditionellen Gottesdienst, nur ist hier gewissermaßen das monotheistische Bilderverbot radikal umgedreht worden: PowerPoint fordert gebieterisch die Visualisierung und erhebt auf seiner Altar-Leinwand das sichtbar Gemachte zum Götzen seiner Präsentation. Indem das Programm auch das sichtbar gemachte *Wort* gestalterisch dem *Bild angleicht*, bekräftigt es noch einmal den prinzipiellen Vorrang des Bildes vor dem Wort in unserer Gesellschaft, und der Marketing-Schlachtruf seiner frühen Propagandisten „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“ fügt sich genau dieser Grundströmung in der massendemokratischen Postmoderne ein.

Verkoppelt mit der Visualität ist die *Technizität* als zweites Grundmerkmal des PowerPoint-Settings, die Abhängigkeit vom Computer, Beamer, Laserpointer etc., die entsprechend ausgerüstete Präsentationsräume erfordert und dem Vortragenden gewisse technische Fertigkeiten abverlangt. Für ihn und das Publikum bilden die technischen Apparaturen während der Präsentation zusätzliche Objekte der Aufmerksamkeit, aber in deren Zentrum treten sie doch erst im Falle ihres Versagens. Erst die häufigen Pannen, die bis zum totalen Scheitern reichen können, demonstrieren augenfällig, wie essentiell abhängig die Präsentation - und das Ansehen des Präsentierenden – vom Funktionieren der Technik ist.

PowerPoint-Präsentationen befördern, drittens, spezifische Formen *performativen Agierens*, die dem traditionellen Vortrag fehlen, und in der Zeigegeste eine charakteristische Zuspitzung erhalten. Obwohl das sichtbar Gemachte die zentrale Botschaft der Präsentation ist und nicht selten – zumal wenn es sich nur um Worte handelt – „für sich selbst“ spricht, muß es im PowerPoint-Szenario doch immer durch den Vortragenden „zur Sprache gebracht“ werden, als Präsentation der Präsentation. Daß dabei die erstere die letztere oftmals nur verdoppelt – wenn der Vortragende sich im wesentlichen auf ein Ablesen des Folientextes beschränkt –, ist einer der Gründe für die Ödnis vieler PowerPoint Präsentationen, die aber nur besonders krass verdeutlichen, wie sehr die zweifache Form der Präsentation die *Redundanz* befördert. Es liegt nun auf der Hand, daß die Präsentation einer Präsentation wegen der herausragenden Rolle der Visualität mit spezifischen *Grundformen der Performanz* verknüpft ist: Die dreipolige Konstellation der Präsentation bedingt eine beständige Mittlerstellung des Sprechers zwischen dem Publikum und dem auf die Leinwand Projizierten, auf dem er mittels Zeigegesten markiert, was seine Worte kommentieren oder verdoppeln. Er tritt nicht mehr durchgängig, wie im traditionellen Vortrag, dem Auditorium in voller Frontalität gegenüber, viel typischer ist die – im Wechsel der Zuwendung nur jeweils anders nuancierte – Halbstellung seines Körpers. Natürlich präsentiert sich in einer PowerPoint-Präsentation der Präsentierende immer auch selbst, und die Qualität seines performativen Agierens spielt eine wichtige Rolle bei seiner Beurteilung durch das Publikum. Er wird dieses um so weniger langweilen, je mehr er den powerpointinhärenten Mechanismus zur Redundanz reflektiert und neben dem präsentierten Wissen auch Präsentationswissen erworben hat, das die starre Sequentialität beim „Durchklicken“ der Folien aufzulockern vermag.

Warum aber sind so viele PowerPoint-Präsentationen so öde, in jeder Hinsicht? Daß das tatsächlich nur an mangelnden Fähigkeiten der Vortragenden liege, wie die Propagandisten des Programms behaupten, kann unmöglich die ganze Wahrheit sein. Medien stehen in keinem rein instrumentellen Verhältnis zu dem von ihnen Übermittelten, sie sind nicht lediglich passive Werkzeuge oder Vehikel zur Übertragung von Sinn, sondern dessen Konfiguratoren und – partiell auch – Erzeuger. Daß die technologisch-strukturellen Beschaffenheiten eines Mediums sich prägend auf Inhalt, Form und Struktur der von ihnen übermittelten Botschaften auswirken, ist übrigens nicht erst seit McLuhan und Postman bekannt, sondern eigentlich eine Binsenweisheit, die Nietzsche als früher Schreibmaschinenverwender in den Satz faßte, daß unsere Werkzeuge an unseren Gedanken mitschreiben. Wie aber schreibt PowerPoint an unseren Gedanken mit? Wie und wodurch

wirkt es sich auf den kognitiven Stil aus? Nehmen wir zunächst das Programm selbst etwas genauer unter die Lupe.

Das zentrale Charakteristikum von PowerPoint läßt sich in einem Satz auf den Begriff bringen: Es ist ein Programm zur *industriellen* Verfertigung multimedialer Vorträge. Der Begriff der „Industrie“ in unserem Zusammenhang mag zunächst überraschen, wird aber sofort einleuchten, wenn man als wichtigstes Kennzeichen von „Industrie“ nicht etwa traditionelle schwerindustrielle Fertigungsanlagen begreift, sondern *jedwede Verfahren maschineller Standardisierung*. Daß im Falle von PowerPoint das Produkt maschineller Standardisierung etwas „Geistiges“ ist – eine „Präsentation“ von „Wissen“ – tut für den Begriff der „Industrie“ nichts zur Sache, es zeigt im Gegenteil nur besonders grell, was wir als entscheidendes Merkmal unserer durch PowerPoint und „Bologna“ gewissermaßen idealtypisch repräsentierten angeblichen „Wissensgesellschaft“ begreifen sollten: die Industrialisierung von Wissen. Diese Industrialisierung scheint sich bei PowerPoint zwar zunächst nur auf die *Form* der Präsentation zu beziehen, durchdringt aber zumindest dort *alle* ihre Dimensionen: ihren Aufbau im zeitlichen Verlauf und die Struktur ihrer einzelnen Elemente. Wer sich an PowerPoint bindet, bindet sich an ein maschinell gefertigtes Korsett, das die *Sequenz* der Teile der Präsentation und die *Formstruktur ihrer Einzelelemente* festlegt, und zwar – dafür sorgt ein Programmbestandteil, der sog. „Auto-Content-Wizard“ - in *fixierten Varianten*, je nach den Inhalten und Anlässen der Präsentation. Zwar gibt es eine Vielfalt von Kombinationsmöglichkeiten von Folien innerhalb der Untereinheiten der Präsentation, die beim einzelnen durchaus Gefühle souveräner Gestaltungsmacht aufkommen lassen können, was aber am Grundsachverhalt nichts ändert: Daß er nicht *seine*, sondern eine *PowerPoint-Präsentation* präsentiert. Das verdeutlichen am klarsten die detaillierten Gestaltungsprinzipien für die reinen Textfolien.

Daß PowerPoint den kognitiven Stil eines jeden, der gewohnheitsmäßig mit dem Programm arbeitet, tief prägen muß, liegt auch gerade deswegen auf der Hand, weil die Konzeption einer derartigen Präsentation typischerweise nicht mehr auf der Basis eines *bereits konzipierten Vortragstextes* beginnt, sondern Konzeption des Vortrages und Konzeption seiner Gestaltung *zusammenfallen*: die Konzeption der Präsentation *beginnt* auf PowerPointebene, und sie endet dort. Der „Autor“, häufig noch unterstützt durch die stereotypen Hilfen der Ratgeberliteratur, unterwirft sich also bei seiner *gesamten* Vorbereitung den dort herrschenden Vorgaben, und wenn er fertig ist, hat er als einzigen Text neben dem, was auf der PowerPoint-Folie materialisiert ist, nur das zur Verfügung, was er im „Hinterkopf“ gespeichert hat. Da das aber während der öffentlichen Präsentation vielen nicht „präsentationsbereit“ auf die Zunge

kommt, klammern sie sich an den PowerPoint-Text als *Haupttext* und verdoppeln ihn nur noch einmal, im Takt mit dem „Durchklicken“ der Folien. Die Konzeption einer PowerPoint-Präsentation besteht also in erster Linie in der Bearbeitung der Folien und nicht in der Konzeption ihrer Präsentation mittels anderer Texte, und deshalb ist es auch völlig konsequent, bei der Frage nach der Prägung des kognitiven Stils die Vorgaben der Folien ins Zentrum zu stellen und nicht die performative Dimension der Präsentation, also ihre öffentliche Vorführung. Und eben deshalb behält auch der amerikanische Informatikpapst Edward R. Tufte mit seiner PowerPoint-Kritik von 2003 gegen den Großteil seiner Kritiker, die die weitgehende Unterschlagung der performativen Dimension – der Präsentation der Präsentation – bei ihm bemängeln, Recht: für den *kognitiven* Stil sind die Folien zentral, den sie ganz ebenso prägen, wie Tufte beschrieben hat: Die Direktive „eine Botschaft pro Folie“ zersprengt Zusammenhänge in *isolierte* und im Prinzip *gleichwertige Informationsbrocken*, die dann folienintern noch einmal in eine Hierarchie einzelner *Schlagworte* (sog. *bullet points*) *aufgesplittert* und durch *substantivierende Satzfragmente* mit einer vorgeschriebenen Anzahl von Worten erläutert werden. Die Hineinzwängung jedweden Inhalts in das Prokrustesbett unlinearer Hierarchisierung ist dessen Struktur oft unangemessen, suggeriert aber immer analytische Kraft und Übersichtlichkeit. Auch die Illustrationen – die bekanntesten sind die Diagramme in Torten- und Balkenform – sind vielfach nichtssagend und teilweise *mißverständlich* und haben eine im wesentlichen dekorative Funktion, die auf Entertainment und manipulative Überredung - besseren Verkauf der Botschaft - zielt. PowerPoint befördert also auf allen Ebenen die Fragmentierung und Standardisierung des Denkens und der Sprache, den Vorrang der Form vor dem Inhalt und die Tendenz zur Manipulation durch dekorativen Bluff.

Mit welchen breiteren gesellschaftlichen Strömungen konvergiert die rasante Ausbreitung von PowerPoint? Wie gräbt sich das Programm ins geistig-kulturelle Profil unserer Gesellschaft ein?

PowerPoint ist ein mächtiger Ausdruck und Beförderer des großen Prozesses der Verwandlung von Wissen in *Information*, der unsere angebliche „Wissensgesellschaft“, die eigentlich nur „Informationsgesellschaft“ heißen dürfte, charakterisiert. „Wissen“ ist etwas anderes als „Information“, Wissen manifestiert sich in der Fähigkeit zur Erkenntnis der sinnhaften Verknüpfungen und Verursachungen von Phänomenen, im Erkennen-, Verstehen- und Begreifenwollen; als ein Modus der Weltaneignung, der, je mehr er sich anreichert, mit der Person habituell verschmilzt und eben dadurch - durch die Komponente der *Persönlichkeitsbildung* – im klassischen *Bildungsbegriff* seinen idealtypischen Ausdruck

fand. „Wissen“ und „Bildung“ besaß der traditionelle akademische Lehrer, und deren Kundgabe waren seine Lehrveranstaltungen. „Information“ hingegen bezeichnet das isolierte Datum, wahrgenommen unter der Perspektive seiner Nützlichkeit, seiner Verwertbarkeit im Rahmen von Handlungen – das Verhältnis der Person zur „Information“ ist instrumentell, äußerlich. Die engültige Herrschaft der Information über das Wissen war natürlich an den Siegeszug des Computers und des Internet geknüpft, dessen astronomische Fülle von jederzeit jedem zugänglichen Daten den Wissens- und Bildungserwerb in „wissensökonomischer“ Hinsicht als überflüssigen Luxus erscheinen lassen. Man begreift nun den elektronischen Datenspeicher als einen „Wissensspeicher“, der die Mühen und Zumutungen persönlicher Wissensspeicherung verzichtbar macht und entwickelt „Wissensbegriffe“, deren inhaltliche Leere sich am prägnantesten in jenen Auffassungen zeigt, die „Wissen“ mit den Techniken des Informationserwerbs identifizieren. Manche Wissenssoziologen konstatieren bedeutungsvoll raunend ein immer stärkeres Übergewicht des „Metawissens“ über das „Wissen“ und meinen damit nichts anderes als derartige Techniken, „access“-Techniken zu den Informationen des Internet. Jedenfalls macht das ganze Gerede von den „Kompetenzen“ und „skills“, das umstandslos an die in den siebziger Jahren herrschende Begeisterung für „Didaktik“ anknüpfen konnte, deutlich, daß in den heute dominierenden Wissensbegriffen nicht nur ein Vorrang der Information vor eigentlichem Wissen statuiert wird, sondern auch ein Vorrang der Technologien des Informationserwerbs vor der Information. Welch groteske Blüten derartige hohle Wissensbegriffe treiben, hat Konrad Paul Liesmann im Verweis auf ein hochdotiertes Projekt der Universität Wien mit dem sinnigen Kürzel „TALK“ treffend auf den Begriff gebracht. „TALK“ bedeutet „Trainingsprogramm zum Aufbau von LehrerInnen-Kompetenzen zur Förderung von Bildungsmotivation und Lebenslangem Lernen“, es geht also darum, daß „Lehrer lernen, wie man lernt zu lehren, lebenslang zu lernen“. Natürlich beziehen sich die einschüchternd repetierten hohlen Ideologiephrasen von der „rasanten Veraltung des Wissens“ und der Notwendigkeit „lebenslangen Lernens“ weder auf Wissen noch Bildung, sondern nur auf Informationen und Techniken des Informationserwerbs. Punktuelle Daten veralten in der Tat genauso rasch wie die Handlungskontexte für ihre Verwertbarkeit und die Techniken ihres Erwerbs, und deshalb „ergreift“ man sie auch nur in einer sorglos instrumentalisierten Sprache und entwickelt Aversionen gegen längere Texte und eine Vorliebe für „abstracts“. Hingegen veraltet Wissen überhaupt nicht. Wer sich die Zusammenhänge einer philosophischen oder soziologischen Theorie zu Eigen gemacht hat, verfügt über Muster der Weltdeutung, die auch dann gültig bleiben, wenn deren empirische Daten überholt sind.

Der Vorrang der Information vor dem Wissen in unserer Gesellschaft verwandelt Persönlichkeitsstrukturen und Ausbildungsstätten und in ihnen die Rolle der Lehrenden. An die Stelle des Lehrers treten Lehrer, die keine mehr sind und sein wollen, sondern nur noch „Wissensmanager“, „Trainer“ und „Wissensarbeiter“, und viele institutionelle Neuerungen – beispielsweise das zunehmende Gewicht des e-learning, der zertifizierten Internetfortbildung und der Internetprüfungen – beschleunigen diese Entwicklung. Den wichtigsten Faktor für das Verschwinden des Lehrers aber bildet PowerPoint, dessen Diffusion in alle möglichen gesellschaftlichen Bereiche auch die berufsstrukturellen Veränderungen reflektiert, die mit der ubiquitären Verwandlung von Wissen in Information verbunden sind, die Ausbreitung vielfältiger Sorten von „Beraterberufen“, des „counseling“. Jedenfalls wird im Kontext der skizzierten gesellschaftlichen Wandlungen nun verständlicher, warum PowerPoint die Bedeutung bekommen konnte, die es hat: Weil seine technologisch-strukturellen Eigentümlichkeiten jedwedes Wissen zur Information umgestalten – zu fragmentierten, standardisierten, auf praktische Verwertbarkeit zugeschnittenen Daten -, seine Anwendung leicht erlernbar ist und weil ihm eine Bild-Sprache eignet, die berufs- und länderübergreifend auf Anhieb verständlich ist. PowerPoint bezeichnet in der Tat - so der Soziologe Hubert Knoblauch - das neue „Basalidiom“ globalisierter Informationsgesellschaften.

Was aber verbindet PowerPoint mit „Bologna“, der Radikalreform unserer Universitäten?

Es ist mittlerweile so viel über den Ungeist der Bologna-Reform geschrieben worden, daß man sich hinsichtlich ihrer ursprünglichen Ziele, ihrer Verwirklichung und ihrer Auswirkungen kurz fassen kann: Es ging um die Einrichtung eines neuen zweistufigen Studiensystems, dessen untere Stufe, der Bachelor-Studiengang, durch ein verschultes Kurzstudium zu einer signifikanten Erhöhung der Zahlen berufsangepaßt ausgebildeter Akademiker - des dem Arbeitsmarkt angebotenen „Humankapitals“, wie man sich „wissensökonomisch“ auszudrücken pflegt – beitragen, während die zweite Stufe, der Masterstudiengang, eher der wissenschaftlichen Qualifikation dienen soll. Weil man mit dem Bachelor auch die Vorstellung eines sozialen Massenaufstiegs qua „Bildung“ verband, was zwangsläufig zur Absenkung von Standards führen muß, entwickelte man korrelativ dazu etwas später die Idee der „Exzellenzinitiativen“, die ausgewählten Universitäten in der Vorstellung der Hochschulplaner zu einem Spitzenplatz auf einer weltweiten Ranking-Liste wissenschaftlicher Institutionen verhelfen sollen. In der wissenschaftlichen *Champions League* sollen sie „Weltspitze“ sein, sind aber in ihrem unteren Ausbildungsbereich, dem Bachelor, zugleich Massenuniversität. Das zweite große Ziel der Bolognareform war die europaweite Angleichung der Studien, auch um das Studium im Ausland zu erleichtern.

Besungen wurden beide Ziele in jener Lyrik von Plastikworten, die mittlerweile den gemeinsamen sprachlichen Grundstock von „Wissenschafts“- und Wirtschaftsmanagern bildet: Man wolle die Universitäten „fit fürs 21. Jahrhundert machen“, „besser aufstellen“, die Studiengänge stärker „strukturieren“ und „vernetzen“ und die „Internationalität“, „Mobilität“ und „Flexibilität“ der Studenten erhöhen. Die Mobilität und Internationalität sollte insbesondere durch ein länderübergreifend geltendes System der Leistungsbewertung gefördert werden, dem man den schönen Namen *European-Credit-Transfer-System* – abgekürzt: ECTS – gab. Das System mißt freilich nicht die Qualität einer studentischen Leistung, sondern seine sogenannten *Creditpoints* („Leistungspunkte“) beziehen sich auf den Arbeitsaufwand, den ein Student für die Erreichung eines bestimmten Lernzieles benötigt, den *workload*. Lerneinheiten werden also in quasi-monetärer Abstraktheit nach Maßgabe durchschnittlich aufgewendeter Arbeitszeiten aufeinander bezogen, Äquivalenzen nicht inhaltlich festgestellt, sondern mittels gleicher Punktzahlen behauptet. Hinzu tritt ein Prüfungssystem, in dem Abschlußprüfungen faktisch abgeschafft sind, aber die Note jeder Lehrveranstaltung in die Abschlußnote eingeht. Das fördert – auch um sich gegen studentischen Widerspruch abzusichern – die Prüfungen in Form standardisierter *Multiple-Choice-Tests*. In dieselbe Richtung – Reduktion von Hausarbeiten mit freier schriftlicher Durcharbeitung zugunsten derartiger Tests – wirkt die Vermassung der Lehrveranstaltungen und die Vergrößerung ihrer Anzahl im Semesterablauf: Die Studenten müssen nun in kürzerer Zeit weit mehr Lehrveranstaltungen als in der alten Universität absolvieren – die vielgenannte „Verschulung“ des Studiums -, wodurch der Faktor „Zeit“ unter Bologna-Bedingungen natürlich zu einem weit bedrohlicheren Instrument für die Strukturierung des Studierverhaltens als unter den früheren Verhältnissen wird. Alle Vorgaben des Bologna-Systems laufen also auf eine komplizierte Standardisierung der Leistungsbewertung hinaus, die natürlich Standardisierungen der *Lehrinhalte* voraussetzt und verstärkt: Was in Form eines Multiple-Choice-Tests abgefragt werden kann, muß zuvor in standardisierten Lernhäppchen dargeboten worden sein. Von den oft genannten Auswirkungen der Bologna-Reform seien hier nur noch einmal die Aufblähung bürokratischer Prozeduren und die Demoralisierung des Studierverhaltens erwähnt. Zeitdruck, Aufbau des Lehrprogramms und Prüfungssystem lassen weder ein eigenverantwortliches Zusammenstellen von Studieninhalten, das Wachstum persönlicher Interessen noch ein näheres Kennenlernen einzelner Dozenten und die Bindung an sie zu, also jene Möglichkeiten, die für die Aneignung von Wissen und Bildung unverzichtbar, aber ohne eine gewisse „Muße“ nicht zu haben sind.

Der mächtigste Hebel der Standardisierung im Bologna-System ist aber noch gar nicht genannt worden: das *Modul*. Das Wort stammt bezeichnenderweise aus dem Maschinenbau und bezeichnet jetzt eine aus gleichartigen Untereinheiten zusammengesetzte, selbstreferentielle, in sich abgeschlossene Lehreinheit. Ein Modul ist gewissermaßen ein Minifach, eine aus dem größeren Zusammenhang dessen, was man früher ein Fach nannte, herausgeschnittene und durch standardisierte Innenbezüge und äußere Grenzen sozusagen auf eigene Füße gestellte selbständige Einheit. Einem Modul soll vielfältige Kombinierbarkeit – auch über frühere Fachgrenzen hinweg - eignen, wodurch es zum Inbegriff dafür wird, daß das Bologna-System alte Fachidentitäten, die zugegebenermaßen teilweise fragwürdig geworden waren, aufsprengt. Unter den neuen Bedingungen studiert man dann nicht mehr Englisch, sondern beispielsweise „Language, Text and Information“, nicht mehr Griechisch, sondern „Kultur der Antike“, nicht mehr Chemie, sondern „Wasser“ etc., also Teilbereiche von Teilbereichen eines früheren Fachs. Der Modularisierung liegt eine am Modell industrieller Setzkästen orientierte Vorstellung von Wissenschaft zugrunde, sie stellt, so treffend Konrad Paul Liesmann, nichts anderes dar als die „Übertragung des Prinzips funktional differenzierter Fertigungshallen auf den Wissenserwerb“. Damit aber verliert der Begriff der „Wissens“- und „Lernfabrik“ in Bezug auf die Bologna-Universität seinen metaphorischen Charakter: die Bologna-Universität *ist* ihrer Grundidee nach eine Wissensfabrik, eine Institution zur Erzeugung und Weitergabe industrialisierten Wissens.

Wir sind jetzt in der Lage, die Beziehungen zwischen PowerPoint und der Bolognauniversität genauer zu bestimmen. Die Bolognauniversität wirkt als eine mächtige Institution zur Standardisierung von Wissen, die sich im Prinzip der Modularisierung industriellen Leitprinzipien unterwirft. Der Begriff der Industrialisierung bezieht sich hier auf *Wissensinhalte*, während er bei PowerPoint den Bereich der *Darstellungsformen* von Wissen, seiner „Präsentation“ anspricht. PowerPoint „paßt“ also exakt zur Bolognauniversität. Es hat eine weitgehende strukturelle Affinität zu den hier erzeugten Wissensinhalten, und seine industrialisierten Darstellungstechniken und –prinzipien werden auch eigenständig deren weitere Industrialisierung forcieren.

Das Zusammenwirken von „Bologna“ und PowerPoint wird unsere Wissensinstitutionen und –begriffe so radikal umwälzen, daß alte Bildungsleitbilder in kleine, marginale Kreise abgedrängt und tendenziell verschwinden werden. Wer ihnen anhängt und von ihrer potentiellen Kulturbedeutung auch für die Gegenwart und Zukunft überzeugt ist, hat allen Grund „kulturpessimistisch“ zu sein. Der hämische Vorwurf des „Kulturpessimismus“ stammt typischerweise fast immer von zwei Sorten von Leuten: Solchen, die entweder die

Tiefe der sich abspielenden Veränderungen nicht wahrnehmen können, weil sie im Wissensbetrieb Funktionen ausüben, die ihnen Illusionen großer eigener Gestaltungsmöglichkeiten vorgaukeln; oder von solchen, die bewußt „tabula rasa“ machen, und alles das, wovon wir zehren, als alten Plunder dem Sperrmüll zuführen wollen. Der ekelerregende Jargon der letzteren wird auch auf geisteswissenschaftlichen Symposien immer bestimmender, und er prägt ganz den Stil der universitären Exzellenzinitiativen, die am deutlichsten vom Selbstverständnis unserer neuen „Wissenselite“ künden. Ihren Sprachstil der Lächerlichkeit preiszugeben, ist wohl noch immer das probateste Mittel der Selbstbehauptung.